

werden dürfen. Endlich sollte es selbstverständlich sein, daß solche literarische oder theatrale Beschimpfungen nicht durch Kauf, Empfehlung und Besuch noch unterstützt werden. Das wäre doch offenbar für jeden gläubigen Katholiken eine flagranzte Charakterlosigkeit. Auch katholische Zeitungen, Zeitschriften und Literaturberichte müssen da Charakter zeigen. Es darf nicht mehr vorkommen, was Reiter in betreff eines gegen das katholische Pfarrhaus gerichteten Romans schreibt: „Die Verfasserin dieser elenden Schweinerei wird in katholischen Zeitschriften empfohlen! Erst im letzten Weihnachtscatalog mehrerer katholischen Firmen ist ihr Name zu finden“ (Brunnenvergiftung 187). So Handlangerdienste leisten den Besudlern der Priesterlehre, das hat das katholische Pfarrhaus fürwahr nicht um uns verdient! Wohl verdient hätte aber das katholische Pfarrhaus eine sachlich und stilistisch hochstehende, für die weitesten Kreise bestimmte Monographie. Wer schreibt sie?

Bernhard Duhr S. J.

Aus unveröffentlichten Briefen eines alten Freimaurers.

Das Mozarteum in Salzburg verwahrt 125 meist sehr umfangreiche Briefe, die Leopold Mozart, der Vater des großen Meisters Wolfgang Amadeus, an seine in St. Gilgen verheiratete Tochter Marianne in den Jahren 1784 bis zu seinem Todesjahr 1787 geschrieben hat. Der Zuorkommenheit der Mozarteumsverwaltung verdanke ich es, daß ich Einsicht in sie nehmen konnte. Sie ergänzen das bereits bekannte Charakterbild Leopolds¹ in manchen Zügen. Klarer noch als sonst zeigt er sich bei all seinen hervorragenden Eigenschaften als einen Menschen, der einem, wie man zu sagen pflegt, auf die Nerven geht mit seinen kleinen Sorgen, naiven Selbstgefälligkeiten und Rechthabereien und seinen barbarischen Gesundheitsregeln, in die freilich auch manch köstlicher Tropfen erprobter Lebensweisheit fällt.

Doch ist es hier eine andere Frage, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, die Frage nämlich, inwieweit sich in den Briefen etwa ein Gesinnungswechsel Leopolds feststellen läßt. Wir wissen, daß er zu Anfang 1785, als er in Wien zu Besuch bei seinem Sohne weilte, dem Freimaurerorden beigetreten war. Wir wissen aber auch anderseits, wie streng katholisch Leopold sich bisher immer erwiesen hatte. Was in die Öffentlichkeit gedrungen ist, läßt uns über diese Frage so ziemlich im Stiche, und es ist diese Briefsammlung die einzige bedeutendere Quelle, die uns Aufschluß geben könnte.

Sie bekundet denn auch mit aller nur wünschenswerten Klarheit, daß ein Gesinnungswechsel nicht eingetreten war, was wir ja in Anbetracht der Charaktereigenschaften Leopolds und in Anbetracht der damaligen Freimaurerei von vornherein vermuten konnten.

Bekanntlich wurden alle Briefe der Mozarts, die sich auf die Freimaurerei beziehen, vernichtet. Das ist begreiflich bei den Inquisitionsmethoden, die damals gegen Freimaurer und Illuminaten im Schwunge waren. So enthalten auch unsere Briefe nur leise Andeutungen. Unterm 14. Oktober 1785 berichtet Leopold,

¹ Vgl. Kreitmaier, W. A. Mozart, Düsseldorf 1919.

daß Dr. Hutterer und Profos Nied eingeschlossen vom Stockhaus (Stadtgefängnis in Salzburg) abgeführt worden seien, letzterer, weil er dem Hutterer einige Schriften habe zukommen oder abschießen lassen. Dann fährt er fort: „Durch Herrn Rahm und schon durch Marchand erfahre ich, daß nicht der hundertste Teil, was man von der Illuminatengeschichte von München hier alles sagt, wahr ist. Die vorgenommene Untersuchung ist richtig; einige Eigensinnige sind weggeschickt oder selbst gegangen; die übrigen, die sich vor dem Kurfürsten darüber aufrichtig erklärt haben, sind geblieben, sogar ein Haupt von Herrn Dr. Bader (wohl der Philosoph Baader). Das Lustigste ist, daß hier ein Verzeichnis der Baderschen Voge herumgeht von eilichen 70 Personen, darunter meistens Geistliche von Rang sind. . . . Soviel mir Herr Rahm erzählt, sind die echten Freimaurer — davon der Kurfürst selbst ein Mitglied ist — sehr über diese Sonderlinge aufgebracht, deswegen auch dieser Schwärmerei wieder stark nachgeforscht wurde.“ Ähnliche Inquisitionsgeschichten finden sich in den Briefen vom 20. und 27. Oktober 1785. Am 4. Januar 1786 konnte Leopold schreiben, daß Hutterer wieder aus seinem Arrest entlassen worden sei.

Nach wie vor blieb Vater Leopold der dienstbereite Mann, der gern hilft, wo er helfen kann, und die Seinigen in St. Gilgen haben ihn mit Aufträgen aller Art nicht allzu bescheiden bedacht. Am 22. September 1785 schreibt er, seine Leute sollten sich nicht wundern, wenn er etwas mitzuteilen vergesse, da er viele andere Sachen zu tun habe. „Diesem soll ich raten, diesen rekommandieren, dort einem helfen. In Gottes Namen, was ich tun kann, tue ich.“

Die Erfüllung des Willens Gottes blieb bis zum letzten Atemzuge sein Lebensziel; alles ordnete er darauf hin. „Ich nehme alles“, so schreibt er unterm 12. August 1786, „wie es kommt, und dachte immer, daß Gott in allem nach seiner göttlichen Vorsehung uns versorgt, wenn wir Menschen unsere Schuldigkeit mit Liebe gegen Gott, unsere Nebenmenschen und gegen uns selbst genau beobachteten. Die Liebe gegen uns selbst besteht aber in unserer Selbsterhaltung und Sorge für unsere künftige Seligkeit.“ Am 20. November desselben Jahres schreibt er: „Unterdes hoffe ich, der Herr Sohn (sein Schwiegersohn) werde sein Gemüt samt dir in Ruhe gesetzt haben, und ich wünsche, daß ihr mehr euch der göttlichen Vorsehung überlassen werdet, die besser als wir einsichtigen Geschöpfe weiß, was und wie uns dies und jenes, das wir nicht voraus einsehen, für unser und unser Kinder Seelenheil notwendig ist.“ Als Leopold, Mariannens Söhnchen, das er zeitweilig in Pflege hatte, einmal schwer erkrankte, schrieb er, er bete täglich zu Gott, daß er ihn zu seiner Seligkeit erhalten wolle, und daß nicht sein, sondern Gottes Wille geschehe. Man müsse ein Kind nur als geliebtes Gut betrachten.

Wir wissen aus früheren Briefen, daß Leopold die Gewohnheit hatte, täglich die heilige Messe zu hören und den Rosenkranz zu beten. Das Schweigen unserer Briefsammlung über diesen Punkt darf gewiß nicht als Bruch mit dieser Gewohnheit bezeichnet werden. Als seine Tochter trotz öfterer körperlicher Indispositionen den täglichen Besuch der heiligen Messe nicht lassen wollte, schrieb er unterm 28. Juli 1786: „Der Mensch muß seine Gesundheit vor Gott verantworten,

sonderheitlich, wenn ich eine Mutter bin. Das tägliche Messehören ist eine sehr löbliche Andacht, aber nicht einmal von der Kirche, noch weniger von Gott geboten. Ist es etwa hiernach besser getan, wenn man seine Gesundheit verwahrloßt und so krank wird, daß man auch an Sonntagen und Feiertagen keine Messe hören kann?"

Als für das Stift St. Peter in Salzburg ein neuer Abt gewählt werden sollte, vermutete er gleich, daß P. Dominikus Hagenauer, ein besonderer Freund der Mozarts, der Erforene sein würde, was sich dann auch als richtig erwies. Bei dieser Gelegenheit schrieb er über die Eigenschaften eines guten Prälaten Sätze nieder, die seine scharfe Menschenbeobachtungsgabe bekunden. Das Hauptgewicht legte er auf die religiöse Seite. „Was die Gelehrsamkeit angeht, ist solches die letzte Eigenschaft, ja die entbehrlichste eines Regenten, und die traurige Erfahrung hat die Klöster vom Aberglauben zurückgebracht, bei der Wahl des Prälaten auf große Gelehrsamkeit zu sehen. . . . Der sanftmütigste Mann, der zur Professur kommt, wird ein Disputierer, wird eigensinnig aus Gewohnheit, jeder will durch eine besondere Meinung sich einen Namen machen, am Ende wird er auch stolz, er ist viele Jahre aus der Klosterordnung, und dann wird er als Oberhaupt entweder zu scharf oder zu nachlässig, von der Oekonomie weiß er gar nichts. . . . Der beste Prälat ist ein guter, ordentlicher Religios, der aber kein Pedant ist, sondern ein Weltmann im Umgang, ein guter Moralist mit nötiger Theologie ohne Spitzfindig-Gelehrsamkeit, einer, der die Wirtschaft versteht, ohne ein Knauser zu sein, ein Mann, der mit Geduld und Liebe mehr als mit Zorn und Schärfe seine Untergebenen zu leiten weiß, Überlegung und einen gefunden Menschenverstand hat. Die große Gelehrsamkeit kommt gar selten ins Spiel, und wäre es der Fall, so tut ja der Prälat in so wichtiger Sache nichts ohne den Konvent (Brief vom 13. Jan. 1786).

Daß Leopold die Betschweferei von Grund aus haßte und dafür heftige Worte finden konnte, ist bekannt; auch unsere Briefe bringen manche Belege. Seine Tochter hatte eine ehemalige Klosterschwester in ihre Dienste genommen. Diese hat sich sehr schlecht bewährt, wie sich aus Leopolds Brief vom 14. Okt. 1785 ergibt: „Die Geschichte wegen der Köchin ist zum Erstaunen. Da sieht man, was eure Betschweferei für ein abscheulicher Unterschied vom wahren Christentum ist. Wer hätte in aller Welt von einer Person das vermuten sollen, die sechs Jahre als Schwester in einem Kloster war! Hätte wohl dies einem vernünftigen Menschen einfallen können? Es ist und bleibt doch immer gut, wenn man die Weiberklöster aufhebt. . . . Eure vorige Köchin ist ein Engel dagegen. . . . Ihr werdet keinen Engel vom Himmel bekommen, der keine Fehler hat, und dieser Engel wird gewiß nicht nach St. Gilgen gehen.“ Später, am 16. Dez., schreibt er, alles bestätige, daß diese Köchin unerträglich faul sei, auch das Ursulinenkloster. „Weißt du wohl, was gemeinlich solcher Betschweflern Ende ist? — Am Ende beichten sie so lange, bis sie mit einem verschlagenen, witzigen Pfaffen dadurch in genauere Bekanntschaft kommt und eine Pfaffenhure wird. Ich kann mit Beispielen und Beweisen aufwarten.“ Wir befinden uns in den Zeiten des Josephinismus, der in der wohlmeinenden oder wenigstens

vorgetäuschten Absicht, das Unkraut auf dem Acker der Kirche zu jäten, auch Gutes und Nützliches mit ausriß. Auch Leopold war von dieser Zeitströmung ergriffen, wie schon sein Beifall für unterschiedslose Aufhebung der Frauenklöster zeigt. In einem ähnlichen Falle wird seine Feder bissig und sarkastisch: „Neues gibt's gar nicht, als daß wirklich alle Bruderschaftskutten und Bruderschaftskübe aufgehoben sind, und wirklich alle Fagen und Narren mit und ohne Bärt, gerade und krumme, schmutzige und dreckichte, in ihrem natürlichen Schmutz- und Bettelauszug zum Efel nicht nur mit den Bruderschaften gehen, sondern so ein schmutziger Bettelerl in seiner natürlichen Gala das Kreuzifix trägt“ (Brief vom 17. Okt. 1786).

Nicht müde wurde Leopold, auf eine christliche, sittlich feste Erziehung der Kinder zu drängen. „Nun wünsche ich dir“, so schreibt er am 28. Juli 1786, „alles erdenkliche Gute und für Seele und Leib Ersprießliche zu deinem Geburtstag. Unsere Wünsche sind gut, du kennst mich; solche zu erfüllen, steht allein beim lieben Gott, den wir darum bitten müssen. Wenn ich mir recht lange noch zu leben wünsche, so geschieht es nicht wegen meiner, sondern wegen meiner Kinder und Kindeskinde. Ich habe Wahrheit und Verblendung einzusehen gelernt, und die Erfahrung durch unzählige Beispiele überzeugt mich, daß man nicht genug für die Erziehung der Jugend sorgen kann, an der das ganze zeitliche und ewige Wohl unwidersprechlich liegt, die wir vor Gott verantworten müssen.“ Ganz reizend ist es, wie er die unbehilflichen Betversuche des kleinen Leopoldl schildert. So in dem Brief vom 4. Jan. 1787: „Wenn man von Gott spricht und fragt ‚hast du schon gebetet?‘, so zeigt er gleich auf das große Kreuzifix über der Türe und fängt an zu beten: bla, bla, bla.“ Und am 26. Jan.: „Sobald er mittags und abends Ave Maria läuten hört und die Mandl solches nicht gleich beobachtet, so fängt er gleich bla, bla, bla zu schreien an und hebt die Hände zum Gebet zusammen und zum Kreuzifix hinauf.“

Sein besonderes Mißfallen erregte es, daß seine Tochter die Köchin in einem Zimmer mit dem 13—14jährigen Wolfgang schlafen ließ, und zwar ohne ihr Bett mit einem Vorhang zu versehen. Sie sollten, so schreibt er unterm 29. Sept. 1785, nicht mit der Ausrede kommen, junge Leute schliefen gut. Dem sei aber nicht so; man stelle sich vielmehr, als ob man schlief, um leichter Ungebührliches und die menschliche Neugierde Erregendes sehen zu können. Der Vorwitz junger Leute sei in solchem Falle unbeschreiblich groß, und der Wolfgang sei nun einmal schon zu alt, um mit einer Magd im Zimmer zu schlafen. Das sei Gewissenssache; er wasche seine Hände und rede, wie er es als ein guter Christ denke.

Dieser Wolfgang kam bald darauf nach Salzburg zu einem Privatlehrer in Pension. Vater Leopold wußte das pädagogische Geschick dieses Mannes, die Reinlichkeit im Haus und die Einrichtung, daß die Zimmer der vier Knaben bei offener Thür neben dem Zimmer des Lehrers sind, daß jeder sein eigenes Bett und Schreibpult habe, nicht genug zu rühmen (12. Okt. 1786). Weiters: „In des Herrn Magisters Zimmer ist ein großer, sehr schöner Altar, wo das Morgen- und Abendgebet, der tägliche Rosenkranz und das kleine Offizium B. V. laut

von allen gebetet wird. Die Stunden des Aufstehens und Schlafengehens und alles übrige hat seine Ordnung, und es gefällt mir außerordentlich, daß er nur vier Knaben hat, folglich jeden leichter beobachten kann. Er ist bekanntermaßen ein sehr frommer Mann, und ich finde ihn bei alle dem nicht so pedantisch, wie ich vermutete, sondern einen zur Erziehung junger Leute vollkommen aufgeregten Mann, der so verschiedene Gattungen Kinder schon unter seinen Händen hatte."

Einen indirekten Erziehungswink, den sich Töchter und Schwiegersohn wohl merken konnten, gab Leopold in seinem Briefe vom 16. März 1787. Er erzählt, wie der Magister den Wolfgangl einmal gefragt habe, ob er denn zuhause wegen seiner Lügen und Spitzbübereien nicht bestraft worden sei, worauf dieser geantwortet habe: „Der Papa hat allzeit die Schuld auf die Menscher und die Mama gelegt und sie ausgezankt.“

Einen Fall von unbegreiflicher Nachlässigkeit berichtet er der Tochter unterm 28. Nov. 1785 und läßt seinen berechtigten Ingrimme darüber mit folgenden Worten aus: „Sind das Eltern, die ihre Töchter drei Tage lang vermissen und sich bereben, sie werden bei ihren Kameradinnen sich aufhalten, welches freilich öfters mag geschehen sein. Wie viele Eltern werden beim Teufel sitzen, denen nur um die Wollust und zu erzeugen zu tun war, um die Erziehung sich aber wenig bekümmern.“ Man sollte gerade in diesen Zeiten hundert Augen und Ohren haben, um die Mädchen vor Verführung zu hüten.

Wer möchte nach all dem noch bezweifeln, daß Leopold auch als Freimaurer ein aufrechter katholischer Mann geblieben war. Wie er, so werden noch viele Männer des 18. Jahrhunderts diesem Geheimbund angehört haben, denen nichts ferner lag als unkirchliche Gesinnung. Allerdings haben sie, ohne es zu wissen und zu wollen, dem Abfall vom entschiedenen christlichen Bekenntnisse die Wege geebnet, indem sie eine Institution unterstützten, die, auf verschwommener religiöser Grundlage aufgebaut, ganz von selbst vom dogmatischen Christentum abgleiten mußte.

Josef Kreitmaier S. J.



Gegründet 1865
von deutschen
Jesuiten

Stimmen der Zeit, Katholische Monatsschrift für das Geistesleben der Gegenwart. Herausgeber und Schriftleiter: Heinrich Sierp S. J., München, Veterinärstr. 9 (Fernsprecher: 82 749). Mitglieder der Schriftleitung: J. Kreitmaier S. J., C. Noppel S. J., J. Overmans S. J., M. Reichmann S. J.

Verlag: Herder & Co. G. m. b. H., Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau (für Österreich-Ungarn: B. Herder Verlag, Wien I, Wollzeile 83).

Von den Beiträgen der Umschau kann aus jedem Heft einer gegen Quellenangabe übernommen werden; jeder anderweitige Nachdruck ist nur mit besonderer Erlaubnis gestattet.